

Ein eigentümlicher Fall der Möglichkeitsform in unserer Mundart

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **15 (1931)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419694>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Glück & Cie., Bern.

An die Lehrer unter unsern Mitgliedern.

Vor einiger Zeit erhielt der Schriftführer ein nettes Brieflein von einer Zürcher Sekundarschülerin. Sie erzählte, ihr Lehrer (unser Mitglied) lese ihnen manchmal vor aus den „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ und aus der „Muttersprache“, und fragte im Namen ihrer Klasse, ob sie nicht Mitglieder werden könnten und was für einen Jahresbeitrag sie zahlen müßten, ob ihnen dieser nicht vielleicht erlassen werden könnte.

Die Frage hat uns vor allem gefreut als ein Zeichen (nicht das einzige, aber ein besonders deutliches), daß es Lehrer gibt, die unsern Bemühungen zu möglichst breiter Wirkung verhelfen wollen. Wir haben die Sache im Vorstand besprochen. Von einer eigentlichen Aufnahme als Mitglieder kann des Vereins und der Schule wegen nicht die Rede sein, und wenn es uns auch nicht viel ausmachte, einigen Sekundarschülern unsere Sachen unentgeltlich zu liefern, so könnten wir das doch nicht in großem Maße durchführen, möchten aber gerade auf die Schüler in größerem Maße Wirkung gewinnen. Das kann so geschehen: Wir liefern Schülern, die es wünschen (dieser Wunsch müßte natürlich von den Lehrern geweckt werden), unsere „Mitteilungen“ zum Selbstkostenpreis von 30 Rappen jährlich. (Die Blätter, die wir der Schüler wegen über unsere gewöhnliche Auflage hinaus drucken lassen müssen, kommen natürlich billiger zu stehen als die andern). Wer die „Muttersprache“ will, zahlt dafür 1 Fr. 25 Rp.; denn für eine Mark gibt sie auch ihr Herausgeber, der Deutsche Sprachverein, an Schüler ab und gewährt unsern Schülern dankenswerter Weise dieselbe Ermäßigung. Da die „Muttersprache“ viel reichhaltiger ist als unsere „Mitteilungen“, kann sie eher in jeder Nummer etwas bringen, was auch die Jugend zu fesseln vermag; auf dem engen Raum unseres Blättchens wird das nicht immer möglich sein (wenn wir auch künftig mehr daran denken wollen); wir werden deshalb diese Zeitschrift auch ohne die unsere abgeben, beide zusammen für 1 Fr. 50 Rp.

Wir versprechen uns von diesem Unternehmen vor allem eine unmittelbare Wirkung auf die Schüler, die hoffentlich nachhalten wird. Wir hoffen aber auch, daß von diesen Schülern später, wenn sie erwachsen sind, recht viele einmal Mitglieder werden. Auf jeden Fall haben sie uns kennen gelernt und wissen, wer wir sind und was wir wollen... wir sind ja immer noch viel zu wenig bekannt. Und dann kommen wir mit unsern Ansichten auf diesem Wege in Häuser hinein, in die wir sonst nie kämen;

Vater oder Mutter werden das Blättchen gelegentlich auch lesen; es wird am Familientisch etwa darüber gesprochen, und auch davon versprechen wir uns eine günstige Wirkung für unsere Sache und unsern Verein.

Es wird sich hauptsächlich um Mittel- und Sekundarschüler handeln; doch auch „richtige“ Studenten sind ja (Hoch-) Schüler und wissen eine Zahlungserleichterung zu schätzen, und gerade in ihren Kreisen sollten wir noch besser bekannt werden. Daß ganze Klassen bestellen, wird kaum vorkommen, ist auch nicht nötig, aber in jeder Klasse, auch in mancher Primarklasse, werden einige sein, die „Mitteilungen“ und „Muttersprache“ mit Verständnis und Gewinn lesen könnten.

Und so bitten wir denn die Lehrer aller Stufen, uns auf diese Weise zu unterstützen und uns recht bald viele Bestellungen zu melden. Es genügen uns die Zahlen; die Namen sind für uns nicht nötig, da wir die Drucksachen an die Lehrer senden würden mit der Bitte, sie zu verteilen.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Im Anschluß an vorstehende Einladung stellen wir vorerst einmal die Frage: Ist folgender Satz (auf vordrucktem Empfangsschein) richtig?

Von Herrn ... Franken ... dankend empfangen zu haben, bescheinigt ...

Da der Satz von einem Erwachsenen stammt, schadet es vielleicht auch solchen nicht, einmal darüber nachzudenken. Und wenn er nicht in Ordnung sein sollte: was ist falsch daran? Und warum?

Ein eigentümlicher Fall der Möglichkeitsform in unserer Mundart.

Man kann seit Jahrzehnten die Beobachtung machen, daß der Sinn für die Möglichkeitsform in der deutschen Sprache zusehends abnimmt. Manchen Leuten scheint sogar oft ein richtig angewandter Konjunktiv schon falsch zu sein. Das habe ich vor nicht langer Zeit „am eigenen Leibe“ erfahren. Vor drei Jahren ist ein Büchlein über Perspektive von mir gedruckt worden. Trotz meiner bestimmten Einsprache findet sich darin an manchen Stellen die Wirklichkeitsform, wo ich die Möglichkeitsform geschrieben hatte.

Der Mangel an Sinn für den Konjunktiv scheint von

Norddeutschland auszugehen und zeigt sich dort schon lange. Ein krasser Fall dieser Art findet sich z. B. in Lessings Abhandlung über die Fabel. Dort lautet der Schlußsatz des ersten Teils: „Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung ebenso richtig als fruchtbar finden wird.“ Wenn dies die einzige Stelle wäre, würde ich glauben, es sei ein Druckfehler der mir vorliegenden Ausgabe; aber man findet bei Lessing zahlreiche andere Fälle dieser Art.

Unser Schweizerdeutsch hat ein ausgesprochenes Gefühl für die Möglichkeitsform. Nicht nur wendet es sie häufiger an als das Schriftdeutsche, sondern in unsern Mundarten unterscheiden sich Indikativ und Konjunktiv auch dem Klange nach in der Regel deutlicher als in der Schriftsprache. Z. B.

Schriftdeutsch:

Ind.: ich gehe, du gehst, er geht, wir gehen, ihr geht, sie gehen.

Konj.: ich gehe, du gehest, er gehe, wir gehen, ihr gehet, sie gehen.

Mundart in meiner Gegend (Flawil):

Ind.: i gang, du gohst, er goht, mehr gönd, ehr gönd, sie gönd.

Konj.: i göm, du gömescht, er göm, mehr gömed, ehr gömed, sie gömed.

Stimmt im Schriftdeutschen die Möglichkeitsform an drei Orten mit der Wirklichkeitsform überein, so zeigt unsere Mundart überall den Unterschied. Lautet im Schriftdeutschen die erste Person der Gegenwart bei allen Tätigkeitswörtern im Indikativ und im Konjunktiv gleich, so hält unsere Mundart hier durchwegs die Formen auseinander. Entweder ändert sich der Stamm oder dann mindestens die Endung (Indikativ e, Konjunktiv i):
i schlofe, i schlofi — i laufe, i laufi.

In den Mehrzahlformen allerdings steht die Sache nicht überall so gut wie beim Beispiel „gehen“. Die Mundart meines Ortes macht bei vielen Wörtern in der Mehrzahl keinen Unterschied, z. B.:

Ind.: mehr schlofed, ehr schlofed, sie schlofed.

Konj.: mer schlofed, ehr schlofed, sie schlofed.

Ich weiß nicht, ob es Gegenden gebe, die auch hier den Unterschied streng innehalten, indem sie im Konjunktiv die Endung mit i nehmen.

Mancher Reichsdeutsche wird staunen, wenn er erfährt, daß wir in unserer Mundart sogar eine Möglichkeitsform für „ja“ und „nein“ haben. Auch manchem Schweizer mag die Sache neu sein; man wendet ja häufig etwas wirklich an, ohne sich begrifflich darüber Rechenschaft zu geben.

Bei uns hat man zwei verschiedene „ja“ und „nein“. Die gewöhnlichen, unabhängigen Formen sind „jo“ (kurzes, offenes o) und „nei“. Die abhängige Form lautet „joo“ (langes, offenes o) und „näh“ (langes, offenes e wie in schriftdeutsch Bär, aber nicht etwa überoffenes wie in zürch. Bäär). Beispiele:

Er het joo gsät.

Er het gsät joo.

I globe joo.

Entsprechend die Verneinung:

Er het näh gsät.

Er het gsät näh.

I globe näh.

Wer die Mundart noch ganz rein spricht, hält die beiden Formen für ja und nein streng auseinander. In neuerer Zeit vermischt sich die Sache allerdings immer mehr.

Man kann einwenden, daß hier nicht eigentlich der Konjunktiv vorliege. Die Formen entsprechen genau den französischen: il a dit que oui.

il a dit que non.

je crois que non.

Das Französische benutzt bei der indirekten Rede nicht den Konjunktiv, es sagt:

il a dit qu'il ne vient pas.

Es drückt die Abhängigkeit durch das que aus, welches auch beim bloßen indirekten oui und non benutzt werden muß.

Möge man die Nebenformen joo und näh als Konjunktive gelten lassen oder nicht, so zeigen die Beispiele doch auf jeden Fall den ausgeprägten Sinn des Schweizerdeutschen für die abhängige Redeform. Aug. Schmid.

Nachschrift des Schriftleiters. Um einen eigentlichen Konjunktiv kann es sich nicht handeln; das gibt es nur bei Tätigkeitswörtern. Aber es ist in der Tat, „als ob“. Die Sache ist wohl so zu erklären: Die ursprünglichen Formen sowohl für die Wirklichkeit wie für die Möglichkeit sind joo und näh. Sie entsprechen den Lautgesetzen der Untertoggenburger Mundart, wo langes a zu langem o wird (Straß: Stroß) und ei vor n zu äh (Stein: Stäh, Bein: Bäh, eins: ähs). Von diesen ursprünglichen Formen ist man dann für die Wirklichkeitsangabe abgewichen, und zwar nicht nur im Toggenburg. Nach dem Ibiotikon hat auch in andern Mundarten, wie auch in der hochdeutschen Umgangssprache „die ernste, bedachte, förmliche Zusage“ meist langes a oder o, „die lebhaft, leichte, zuweilen auch etwas unmutige“ kurzes a oder o, doch sei dieser Unterschied nicht fest, er hange von zufälligen, persönlichen, augenblicklichen Stimmungen ab. Das kurze a oder o klingt in der Tat lebhafter, entschiedener; lebhaft aber kann das Wort nur in direkter Rede sein; darum konnte sich der kurze Laut nur in dieser einbürgern. (Uebrigens kommt auch in direkter Rede gelegentlich langer Selbstlaut vor, etwa bei Berlegenheit oder Bedenklichkeit, z. B. „Chascht mer zehe Frangge z'liche gee?“ — „Joo, i wäß halt nöd“, aber das ist eben keine richtige Zusage. Es mag auch sein, daß zum Ausdruck des Schwankenden, der Unsicherheit, der Bedenklichkeit der lange Selbstlaut in solchen Fällen noch länger wird als gewöhnlich.)

Etwas Ähnliches scheint vorzuliegen in „nei“. Die regelmäßige Form „näh“ wird u. W. im Altoggenburg noch gesprochen und muß einmal allgemein gewesen sein. (Wiget, der die Toggenburger Mundarten für das Ibiotikon untersucht hat, kennt nur dieses.) Wenn man dann in direkter Rede zu „nei“ übergegangen ist, geschah das wohl nach städtischem oder gar schriftdeutschem Vorbild aus Höflichkeit.

Süßlich ist die Beobachtung auf alle Fälle und ein gutes Beispiel für das feine Unterscheidungsvermögen der Volkssprache. Daß der Konjunktiv in der Schriftsprache allmählich ausstirbt, ist wirklich schade. Unbedingt nötig ist er ja nicht; das Englische kommt fast völlig ohne ihn aus, aber eine Verarmung an Ausdrucksvermögen bedeutet der Verlust doch. In dem Satz: „Ich hoffe, er komme noch“ ist die Ungewißheit doch deutlicher ausgedrückt, der Hörer oder Leser kann das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung besser mitfühlen, als wenn der Satz zu „Ich hoffe, er kommt“ „rationalisiert“ ist.

Vielleicht berichtet uns ein freundlicher Leser, ob er einen solchen Unterschied zwischen ja und nein noch anderswo beobachtet habe.